schöpf in eine Wolke von feuerrotem Georgette gehüllt — wie eine Flamme züngelte sie um ihn herum.

„Ach Clemens, geh doch hinunter zu Papa, wenn das Tanzen dich so angreift! Ich möchte zu gern noch hierbleiben — die Kapelle spielt so fabelhaft — nicht wahr, Herr Doktor?"

Der junge Mann an ihrer Seite küßte sehr beredt die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und Clemens Brück wandte mit einer müden Bewegung den Kopf.

Da sah er Josepha. Ein seltsamer Ausdruck, halb verlegen, halb resigniert, kam in seine Augen.

„Ah, meine Gnädigste — wie freue ich mich! Ja, ich hatte schon davon gehört, daß Sie — Marion, bitte, darf ich vorstellen? Eine sehr gute Bekannte von früher. —

Die schöne Frau lächelte Josepha flüchtig zu.

„Ach, wie nett! Da lasse ich dich ja gleich in angenehmster Gesellschaft zurück. Bitte, Herr Doktor!"

Sie flatterte an dessen Arm davon, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen. Und Josepha fühlte, wie alle Qual, alle Angst der letzten Stunde von ihr abfiel.

Das war ja kein Sieger mehr, dieser Mann mit den ergrauten Schläfen, der da vor ihr stand — das war ein Besiegter, dem sie ruhig ein wenig Mitleid gönnen durfte. Der alternde Mann einer lebenshungrigen Frau. — —

Sinnsprüche

Der Weise kann das Glück betrügen:
Auch wahres Uebel fühlt er kaum.
Und macht sich's leicht, und macht es zum Vergnügen.

*

Wenn du Gott wolltest Dank
für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch
über Weh zu klagen.

*

Die Tugend ist des Lebens wert zu achten
Vollendung ist ihr Kranz, Unsterblichkeit
ihr Ziel.

(Nachdruck verboten.)

Der Wirtin Töchterlein

Skizze von W. G. Natrop

Ein heller, kräftiger, langgezogener Jodler hallte von den hohen Bergwänden nieder ins Tal.

An dem klaren Gießbach stand das saubere Wirtshaus. Im Garten zwischen dem Suppenkraut hockte eine schlanke Mädchengestalt: bei dem wohlbekannten Ton reckte sie sich hoch, schaute zu den Bergen auf und winkte, winkte in einem fort mit der sonngebräunten Hand.

Das war der Wirtin einziges Töchterlein.

Und hoch oben am Fels klebte eine Gestalt im grauen Touristengewand, der Bergführer Hein Rode. Er sah mit seinen scharfen Falkenaugen Zilli, das grüßende Mägdelein, und als Zeichen, daß er sie gesehen, ließ er einen kurzen Halali-Jodler folgen.

Dann kehrte er zu dem Fremden zurück und stieg mit ihm weiter ins Gebirge hinauf. —

„Zilli!" rief die Mutter durch das Küchenfenster, „komm' sofort ins Haus!"

Langsam, unwillig folgte das Mädchen dem Rufe.

Drinnen sagte hart die Frau: „Du weißt, daß ich es nicht leiden kann, wenn du dich mit diesem Burschen abgibst. Merke es dir endlich! Sonst schicke ich dich zur Tante Fanny in die Stadt."

„Ich gehe nicht in die Stadt!" erwiderte zornig die Tochter, „eher tue ich mir ein Leid an."

Mit fest zusammengekniffenen Lippen machte sich Zilli an die Hausarbeit, und sie nahm sich vor, wenn Gäste kamen, weder zu lachen noch zu plaudern, bis die Mutter einsehen würde, daß sie nicht von ihrem Hein ließ. —

Andern Tags sah die Mutter über die Brücke vom Gießbach her Hein Rode kommen. Schnell gab sie der Tochter den Auftrag, in die Bodenkammer zu steigen und einen Sack mit Weizen zu füllen, damit er noch am selbigen Morgen in die Mühle komme. —

Nichtsahnend gehorchte das Mädchen.

Unter der Tür empfing die Wirtin den Ankommenden also: „Nichtsda, Herr Rode, kommt Ihr schon am frühen Morgen daher, mit meiner Tochter schönzutun — da sucht Euch nur eine andere — meine Zilli ist bei der Arbeit!"

„Aber Frau Wirtin, so erlaubt mir doch einen guten Morgen und ein Grüß Gott! — Ich will auf eine kurze Zeit mit dem Fremden von gestern die Umgebung abkraxeln — die Zilli soll's wissen, damit sie nicht denkt, 's ist ein Unglück passiert, daß sie mich nicht mehr hört und sieht —"

„Ich will's ihr bestellen!" sagte höhnisch lächelnd die Frau, „und jetzt geht Eure Wege!"

„Daß Ihr's nicht noch mal bereut, wie Ihr gegen mich handelt!"

Er blickte sie anklagend an.

Sie wandte sich um und verschwand ohne Gruß ins Haus.

In ohnmächtigem Zorn ging Hein Rode denselben Weg zurück, den er gekommen war.

Zilli ging in den Garten, zu lauschen, ob ein Jodler von den Bergen kam —

Nichts! —

Sie erwartete ihn am Abend vor dem Hause, wo er stets seinen Schoppen trank.

Er kam nicht. —

Sie wurde unruhig. Sie horchte, ob niemand von ihm sprach. Sie brachte in gleichgültigem Ton die Rede auf ihn. Niemand gab ihr Bescheid.

Einige Tage später sagte die Mutter: „Hein Rode ist mit dem Fremden und seiner schönen Tochter davongezogen!"

„Das kann nicht sein!" gab Zilli zur Antwort, „ohne mir etwas zu sagen, tut er das nimmer!"

„Du wirst sehen, daß ich recht hab'", höhnte die Mutter.

Und Zilli, die Stolze, Zurückhaltende, wurde irr an sich selbst und an dem Manne, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte.

Und als sie sich wieder umhörte, erfuhr sie, daß Hein Rode in der Tat vor wenigen Tagen den Ort verlassen habe.

Da warf sie den Kopf und lachte ein lautes häßliches Lachen. In ihre heißen Augen trat ein unheimliches Leuchten.

Nun sollte die Mutter ihren Willen haben; sie würde den reichen Sepp heiraten, den „Haderlump", wie sie ihn genannt hatte.

Und Sepp riß das schöne Mädchen in seine Arme, aber sie blickte ihn kühl an, daß ihm die Freude über den Sieg verging.

Er hatte es eilig mit der Hochzeit, denn, so sagte er sich, ist sie erst meine Frau, wird sich auch die Liebe bei ihr einstellen.

Noch keine sechs Wochen waren vergangen, da war im Wirtshaus am Gießbach ein junges Paar.

Jetzt gingen der Wirtin die Augen auf. Sepp, der ihr immer so artig den Hof gemacht hatte, fuhr sie nur noch barsch an. Er war der Herr im Hause. Und wenn sie ein Widerwort gab, schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und Vorübergehende neugierig stehen blieben. —

Zilli blieb hart und kalt. Er wagte sich nicht an sie heran.

Und eines Tages war Hein Rode wieder da.

Wie gewöhnlich um diese Zeit hockte die junge Frau bei Suppenkraut. —

Da hallte von den Bergwänden ein heller, kräftiger, langgezogener Jodler nieder ins Tal.

Im blassen Schreck ruckte sie hoch, ließ das Messer fallen und stand wie erstarrt.

Sie ging ins Haus.

Und der kurze Halali-Jodler blieb aus.

In der Küche erwartete sie die Mutter, schlang die Arme um der Tochter Nacken und offenbarte ihr unter Tränen, was sie angerichtet hatte. Lange standen die Frauen, sich fest umschlungen haltend. Dann sagte Zilli, mit bebender Stimme, doch stark und gefaßt:

„Nun müssen wir das Leid gemeinsam tragen, doch Mutter, sage du dem Hein, wie es geschah —"

Und die Wirtin drückte ihrem Töchterlein warm die Hand und unterdrückte das wehe Schluchzen, das ihr in die Kehle stieg. —

Dankbarkeit

„Eine Mutter vermag zehn Kinder zu ernähren, zehn Kinder selten eine Mutter!" Dieses Sprichwort kennen wir alle, und wer alt und grau geworden und eine Kinderschar sein eigen nannte oder nennt, wird den Spruch bestätigen. Wenn es auch noch alte Eltern gibt, die im Kreise ihrer Kinder dankbare Liebe ernten, so sind doch allzu viele am Ende ihrer Lebensbahn verwaist und vergessen. Sie ertragen diesen Zustand, weil es Menschenschicksal ist, aber sie leiden auch des öfteren an Heimweh und stiller Bitterkeit, so daß es notwendig ist, auf diese Schmerzen hinzuweisen.

Dem Alter tut nichts wohler, als ein Stückchen Dankbarkeit! Mit einem herzlichen Wort und einer dankbaren Tat werden alle Sorgen seines Erdendaseins in Sonnenschein verwandelt, so daß nur noch von den schönen Stunden die Erinnerung bleibt. Bleibt ihre Seele aber arm, dann wird Bitterkeit ihr täglicher Gast und jede gute Lebenstat begleitet die wehe Frage: „Wofür habe ich mich geopfert und gemüht?"

Alte Leute sind dankbar für jeden Sonnenstrahl, und niemand verdient mehr der Jugend ganze Liebe, als das in Ehren grau gewordene Haupt!

Spruch.

Hoffe wenig und wirke viel,
das ist der kürzeste Weg zum Ziel.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 42 Sonntag, den 16. Oktober Jahrgang 1932

Der Sonntag in der deutschen Dichtung

Von Dr. Hans Zirk.

(Nachdruck verboten.)

Das ist der Tag des Herrn;
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah' und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Ergreifender und umfassender hat nie jemand die Sonntagsweihe geschildert, als Ludwig Uhland in diesen Versen. Kräftiger und klarer wird wohl keine Feder die Sonntagsstimmung zu schildern vermögen, als es hier geschehen.

Wie alles im gesellschaftlichen Leben Bestehende, so hat auch der Sonntag, der Ruhetag nach den sechs Tagen der Arbeit, seine Geschichte. Der Sonntag (Sunnentac, Sunnudaga) ist der erste Tag der Woche und führt seine Bezeichnung nach der Sonne. Die Sitte, den Sonntag als Freuden- und Feiertag zu feiern (im Gegensatz zu dem jüdischen Sabbath) datiert schon aus der nachapostolischen Zeit; das Verbot jeglicher Arbeit aber stammt erst vom Kaiser Leo III. (717—741). Die moderne Gesetzgebung hat die Betonung der Heilighaltung des Sonntags durch geregelte Arbeitsruhe noch bedeutend verschärft. Besondere Sonntage sind durch erhöhte kirchliche Bedeutung noch aus der Reihe der andern hervorgehoben.

Schon das Kirchenlied hat für die meisten dieser Sonntage seine besonderen Gesänge. Doch nicht von diesen soll hier die Rede sein, sondern von den Dichtungen, die dadurch entstanden sind, daß Sonntagsweihe und Sonntagsstimmung einen Poeten zur Schöpfung eines Dichtkunstwerkes veranlaßt haben. Sein ganzes frommes, inniges Gemüt haucht Max von Schenkendorf in die Strophen seines Gedichtes „Sonntagsfrühe", das mit den folgenden Worten beginnt:

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele, wach und glühe
Mit im hellen Morgenrot.

—

Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel drüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen
Scheint ihr mir ein heilig Land.

In vollendeter Form und prächtigen Bildern besingt Hermann Lingg in einem seiner Gedichte die Sonntagsweihe:

Wie hab' ich diese Sonntagsruhe gern,
Wenn alles ringsum still ist auf den Gassen!
Die Türen zu, die Häuser ganz verlassen,
Ein Brunnen rauscht, es kräht der Hahn von fern.

Und dieselben innigen Töne, die sich mit einer feinen Klangmalerei zu einem prächtigen Gedicht vereinen, findet Friedrich Güll in der Schlußstrophe seines „Sonntagsfrühe" betitelten Gedichtes. Daselbst heißt es:

Stille rings im weiten Raum,
Still der Wald und still das Ried;
Leise flüstert nur der Baum,
Leise nur des Vogels Lied!
Fernher schallet fromm' Geläute:
Sonntag, Sonntag ist es heute.

Und vom Sonntagsfrieden, von der Sonntagsruhe und der Weihe dieses Feiertags reden noch viele. Jeder weiß sein Loblied in einer anderen Tonart zu singen. Feinste Naturbeobachtung tut sich in allen diesen Gedichten kund, die durch Worte die Stimmung wiedergeben wollen, die sie in der Umgebung rings um sich sehen und fühlen. Ganz vorzüglich ist dies dem leider nur zu wenig bekannten Dichter Alfred Mut aus Frankfurt a. M. gelungen. Sein Gedicht „Sonntagsstille" mag für sein großes Talent sprechen:

Die Glocken verklingen;
Allüberall Ruh;
Die Lerchen nur singen
Am Himmel sich zu.

Allüberall beten
Die Blumen der Heid',
Allüberall reden
Die Wipfel so weit.

Ein seliges Träumen
Durchwehet die Welt;
Dort zwischen den Bäumen
Geht Gott durch das Feld.

Die Glocken verklingen,
Allüberall Ruh!
Die Lerchen singen
Am Himmel sich zu.

Und ganz ähnliche Wirkung übt ein Gedicht von Karl Stelter auf den Leser aus, dessen Anfangsstrophen lauten:

Sabbatliche Stille,
Alles pflegt der Ruh' —
Pochend Herz nun ruhe,
Ruh' auch du!

Laß die Leidenschaften
Schweigen auch einmal!
Flieh, was um den Frieden
Dich bestahl! —

Doch nicht immer verweilte die Poesie, die uns die Schilderungen vom Sonntag gibt, bei einer tiefsinnerlichen Darstellung des Naturfriedens, die uns gewissermaßen zur Einkehr in uns selbst lenken soll. Da ist der alemannische Dialektdichter Johann Peter Hebel. Er leitet sein Gedicht „Sonntagsrühe" mit einer Art Zwiegespräch zwischen dem Sonnabend und dem Sonntag ein.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hanni alli schlofe gleit;
Sie sin vom Schaffe her und hi
Gar fölli müed und schlöfrig gsi,
Und's goht mer schier gar selber so,
Ich cha fast uf ke Bei meh stoh."

So seit er, und's wo zwölfi schlacht,
So sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir."
Gar still und heimli bschließt er d'Tür.
Er düselt hinter de Sterne no
Und cha schier gar nit obsi cho.

Und nun reibt sich der Sonntag die müden Augen und zieht durchs Dorf, bis alles erwacht ist:

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgetau der Silberstaub!
Wie weiht a frische Maieluft,
Voll Chriesiblüest und Schlehedupft!
Und d' Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, ab's Sunntig isch.

Aehnliche Schilderungen vom Sonntag finden sich auch bei Reuter und anderen niederdeutschen Dichtern. Sie wissen es, wie tief der Sonntag und seine Feier im Volksleben wurzelt. Ein allzu großes und prächtiges poetisches Gewand brauchten sie dieser Sonntagsstimmung gar nicht umzulegen. Allzu reiche Farben hätten vielleicht mehr verdorben, als verbessert. Eine Photographie in einem kleidsamen und bildmäßig abschließenden Rahmen gesteckt genügt hier völlig.

Und so sehen wir denn, daß in der Art unserer Sonntagsfeier, wie sie sich in den Dichtungen unserer Dichter wiederspiegelt, etwas Ursprüngliches, Kerniges, Volkstümliches liegt. Feste, die so tief im Volksleben wurzeln, wie der Ruhetag nach den sechs Arbeitstagen, werden deshalb auch immer ihre Poesie behalten.

Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut,
Sein Blick ist mild und heiter,
Er meint's mit Allen gut. —

Der kleine Edelweiß-Brocker

Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen von G. Berg-Mero

Nachdr. verboten.

I.

Dort, wo der grünflutige Inn von Innsbruck gegen Kufstein in wachsender Macht und Majestät das breite, fruchtbare Tal durchfließt, erreicht dasselbe auch seine höchste Naturschönheit. Wenn bei Hall noch der wetterbrüchige kahle Salzberg mit seiner in Stein erstarrten Frau Hütt wild und wie Tod und Vernichtung ins Tal herniederschaut, so wird dann von dort an das Bild der reizenden Landschaft immer lieblicher, ohne darum in Großartigkeit zu verlieren. Dort ruht, wie ein müdes Kind an der Mutter Brust, das häuserreiche Schwaz an der Lehne des Berges, indes auf der anderen Seite die alte Trutzburg mit ihren Türmen, Giebeln und Zinnen auf hohem Felsen aus schwarzgrünem Tannendickicht bricht und mich jener längst entschwundenen Zeit gemahnt, da ich als blutjunger Bruder Studio das erste Mal die Straße vorbei gezogen bin mit leichter Börse und fröhlichem Sinne. Dann wieder weiter den Strom abwärts an Rotturm, der sinnenden Ruine, vorüber, wo St. Notburga dem herzlosen Gebieter diente und betend die Sichel am Sonnenstrahl aufhing. Hoch über dem Eingange ins Zillertal, wo der wilde, ungeschlachte Bergbach die schäumenden Wogen dem Vater Inn in die Flanken wirft, hält das Wallfahrtskirchlein Maria-Brettfall fromme Wacht, und aus des weiten Seitentales Tiefe starren Ferner, im Sonnenlicht glitzernd, über das grüne Leben des Bergwaldes hinaus. Dort dehnt sich auf der einen Seite des Stromes wunderbar stille Tannennacht, so geheimnisvoll, als schliefe in den dicht verschlungenen Zweigen eine ganze Welt von Märchen, während drüben im hellen warmen Sonnenlichte die Burgen Kropfsberg, Lichtwehr und Matzen seit Jahrhunderten zum rauschenden Strome niedergrüßen.

Und dann das herrliche Brixlegg!

Das ist ein Dorf, gebaut wie eine Krippe; da ist alles so nett und rein, der schlanke Kirchturm und die alten Häuser mit ihren Erkern und putzenscheibigen Fenstern, mit ihren schweren Schindeldächern und schwarzbraunen Holzsöllern, mit den plätschernden Brunnen und den fruchtbaren Obstgärten, mit den lauten, fröhlichen Schänken, wo der Rotwein so lockend lacht, und wieder mit dem stillen Friedhofe mit seinen schlummernden Toten und mit den hölzernen und rostigen eisernen Kreuzen an den kleinen Grabhügeln, auf denen Nelken wuchern und schillernde Eidechsen spielen. Wie kräftig hier der Sturzbach rauscht und die Mühlen klappern macht; wie den grünen Berg hinan sich Matten ziehen; wie von dort der Häuser und Kapellen rote Dächer blinken, und wie der Wald mit seinem schattenreichen, ästigen Gewölbe das feuchte Moos und die rote Erdbeere schützt, bis hoch hinauf, wo schroffes Felsgewände ernst zum blauen Himmel ragt und nachts das steinerne Haupt mit Mondlicht oder mit Wolkenschleier umhüllt!

Und wie dort auf der andern Seite das Sonnwendjoch so ernst, so majestätisch sich zum Himmel dehnt, nun frisches, grünes Leben, nun starrer Stein, ein stummer Riese, an dessen harter Brust Jahrtausende mit schwerem Fittichschlage vorübergezogen sind!

Und wie des Frühsommers Sonnenglast so glitzernd auf dem kleinen Paradiese liegt!

Und dort auf jener Hütte!

Da ist ein zausiges Schindeldach, das über dem groben Mauerwerke liegt. Und wie die Fenster mit so kleinen Augen in die lachende Schöpfung lugen, und auf der brüchigen Altane in schlechten Scherben reiches Blumenleben wuchert!

Die Hütte steht seitab vom Dorfe, etwa so, wie der Arme sich scheu seitab vom Reichen stellt. Aber um so ungehinderter konnte ringsum der saftige Rasen grünen und die Obstbäume ihr dichtes, fruchtschweres Geäste auf das Holzdach legen.

Aus dem kleinen Kamine steigt ein dünnes, blaues Rauchwölkchen pfeilgerade in die unbewegte Luft auf. Drinnen in der rußschwarzen Küche steht am Herde ein Weib, den

Tagebuchblätter

Heute zärtlich süße Worte,
Morgen in gemessner Ruh
Schließest du die goldne Pforte
Meines Himmels wieder zu.

Heut ein Tag, ein frühlingslauer,
Blütenduft und Sonnenglanz,
Morgen Frost, Dezemberschauer,
Wintersturm und Flockentanz.

Wie dein Wille mir begegne,
Wehrlos halt ich allem stand;
Ob sie strafe oder segne,
Küß ich deine liebe Hand.

Angelica von Hörmann.

dicken Milchbrei langsam mit dem Löffel rührend, nachdenklich und sorgenschwer in der Miene, wie die Armut stets zu blicken pflegt.

Auf einem Schemel nebenan kauert ein Junge, eine Katze auf dem Schoße, die er zutraulich streichelt und mit Namen liebkost, als wäre es ein kleines Schwesterlein.

„Wirst Hunger haben, Kurt?" fragte die Mutter, die Pfanne mit dem Brei vom Feuer hebend.

„Geht an, Mutter! Bin schon oft hungriger gewesen. Aber ich mag darum doch essen."

„Ich wollte, ich könnte Dir Besseres vorsetzen", seufzte die Frau und reichte dem Sohne den bleiernen Löffel.

„Und ich wollte, ich könnte Dir Deine Armut erleichtern", entgegnete leuchtenden Auges der Junge. „Oft denke ich mir, ich müßte, so jung ich bin, den Wanderstab ergreifen und so weit wandern, bis ich das Glück gefunden habe."

„Suche es in Deinem Herzen," mahnte mildernst die Mutter. „Dort kannst Du es finden, draußen im Weltlärm aber nie!"

Kurt sah verdrossen auf. „Und warum nicht?" fragte er erregt zurück. „Sollen denn die satten Reichen alles allein besitzen und soll für uns Arme gar kein Gold gewachsen sein?"

„Gold und wahres Glück wohnen selten unter einem Dache."

„Aber Armut und Tränen?" warf der Knabe bitter ein.

„Kurt", besänftigte die Mutter, „denke an Deinen toten Vater, der draußen am Friedhofe von einem harten Leben ausruht. Er war sein Leben lang arm, aber auch immer zufrieden."

„Das begreife ich nicht!" rief Kurt kopfschüttelnd, legte den Löffel beiseite und trat aus der Hütte.

Kurt schaute mit sinnendem Auge auf Fluß und Tal und Berg: Alles war — alles erschien ihm schön und zufrieden und glücklich — nur nicht er und seine Armut und seine Hütte.

Die Schule hatte er glücklich hinter sich. Als er aus derselben entlassen worden, war es ihm, als wüchsen ihm Flügel an seiner Seele; allein bald sah er, daß er trotz derselben nicht fliegen konnte. Indes seine Genossen die Freuden des Lebens aus vollen Weingläsern tranken, hing sich bei ihm die Armut wie ein unerträglich schweres Gewicht an jede Freude und Hoffnung.

Dazu kam noch, daß seine Mutter, so gut sie ja sonst war, ihn nicht verstand. Die harte Schule des Lebens hatte sie ernst, nüchtern und kalt für Leid und Freud gemacht, während der junge Brausekopf zu jenen eigenen Naturen gehörte, wie sie in der Einsamkeit der Berge nicht selten heranwachsen: voll glühender, fast poetischer Phantasie, aber auch voll Leidenschaft.

Ihm war die Welt halb ein Traum voll unerschlossener Herrlichkeit, halb ein ungerecht verteilter Kuchen, von welchem er nur ein Brosämlein statt eines satten Stückes erhalten; und da er hierfür keinen vernünftigen Grund finden konnte, so konnte er nicht anders, als grollen und zürnen.

Und das tat er auch jetzt wieder.

Und wie er so sinnierte und grübelte, bemerkte er kaum, wie sich ein alter, knochiger Geselle an seine Seite stellte und ihm die Rechte leise auf die Schulter legte.

„Flori, Du bist's!"

„Warum so ernst, Kurt?"

„Ich wollte, ich könnte fröhlich sein!"

„Bist ein dummer Junge!"

„So? Und warum?"

„Stehst immer schnurgerade da und rufst nach Geld. Wer Geld will, muß sich bücken, um es aufzuheben."

„Wie meinst Du das, Flori?" fragte der Knabe mit einer Mischung von Stolz und Neugierde.

„Komm mit mir!" befahl der andere und faßte ihn fest am Arme.

Schweigend und willenlos folgte Kurt dem Flori.

Der war ein gar eigener Geselle. Alt war er und spindeldürr, schiefgewachsen, kahlköpfig und schielend. Niemand wußte, woher er vor zehn Jahren gekommen war. Er hatte sich eine schlechte Herberge, oder dem Dorfe Mehrn zu gelegen, gekauft, hauste dort einsam, arbeitete, wenn es ihm gefiel, was nicht oft geschah, schob dann den Lohn ohne Dank in seine Wamstasche, rauchte beständig aus seinem Pfeifenstummel einen schlechten Tabak, hatte aber in der Schänke zur rechten und wohl auch zur unrechten Zeit [illegible] gehörigen Weindurst und für Karten [illegible] Würfel eine Hand voll Kleingeld.

Freundlich war er gegen jeden, und die Kinder trieben mit ihm ihren harmlosen Spott. Er ließ sich von den Kleinen allen Unfug gefallen, den Erwachsenen aber bezahlte er zu gelegener Zeit mit guter Münze heim.

Er war wie ein altes, nachgedunkeltes Bild ohne Rahmen „Der alte Flori" — und sonst niemand und nichts.

Sie schritten dem Dorfe zu und die lange Gasse an der Kirche vorbei dem Judenwirte zu.

„Trinken wir eins."

„Flori, Du weißt, daß ich kein Geld habe."

„Wenn Du nur Durst hast, Geld habe ich." Sie traten ein.

„Ein Viertel?" fragte die Kellnerin.

„Eine Maß!" gab Flori stolz zurück.

Er schüttete langsam und vorsichtig den Wein in die blanken Gläser.

„Trink, Kurt!"

Dann lehnte er beide Arme auf den Tisch und sah den Jungen fragend an.

„Schau, Kurt, Du bist wie ein Spatz, der aus dem Neste gefallen ist, den Schnabel aufsperrt und darauf wartet, daß ihm einer das Futter in denselben steckt."

„Das versteh' ich nicht", versetzte der Junge unwillig. „Flori! Du redest manchmal so ungereimtes Zeug daher, daß niemand daraus klug wird."

„So!" polterte beleidigt der Alte. „Nicht schlecht! Muß man sich noch so etwas von einem grünen Jungen sagen lassen. Trink!" schrie er ihn an, „damit der Verstand warm wird, Du —"

Beide schwiegen.

Dem Jungen ward es ganz bange um den Brustfleck.

„Flori", brach er das Schweigen.

Der aber antwortet nicht.

„Flori, so rede doch."

Keine Antwort.

„Sei mir nicht böse, ich habe es ja nicht so gemeint. Sei so gut und nimm's nicht krumm, was ich gesagt habe!"

Der Alte schmunzelte zufrieden.

„Recht so! Gib mir Deine Hand! Aber merke Dir, der Flori ist eine Respektsperson, mit der man nur anständig und bescheiden redet; sonst —!"

Er zog die Brauen tief herab und hob drohend die Pfeife.

„Also rede, Flori!"

„Du bist ein armer Teufel, der nichts hat, als seine geraden Glieder und seine Not."

„Nun, und meine Hütte?" warf der Junge verletzt ein.

„Ei was! Die hast Du nur so lange, bis von den Bergen her einmal ein tüchtiger Windstoß kommt; der wirst sie Dir dann wie ein Kartenhaus über den Haufen!"

Kurt krauste die Lippen.

„Aber ein findiger Kopf bist Du, wenn Dir andere Menschen zuerst sagen, was Du tun sollst."

„Flori, Du bist grob!"

„Und recht hab' ich doch!" schrie der Alte und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Geht Tag um Tag in das Schmelzwerk, um dort Silbersteine zu klopfen. Das Silber gehört den Herren und Dir der schmutzige Stein. Es ist ein elendes Geld, das Du Dir da verdienst. Sitzest den ganzen Tag gebückt vor Deinem Steinhaufen und arbeitest, wie ein rechter Knecht, und siehst dabei gar nicht, wie schön rings um Dich die Natur ist, und wie lustig die Vögel singen!"

„Das ist für reiche Leute!" entgegnete unwillig der Junge. „Ein Armer hat nicht Zeit dazu, die Natur anzuschauen, der muß arbeiten."

„Ist nicht wahr!" lachte Flori.

„Siehst Du, jetzt ärgerst Du mich schon wieder!"

„Dreh' Dich um, dummer Bub, und sieh zum Fenster hinaus! Was siehst Du gerade vor Dir?"

„Das Sonnwendjoch!"

„Gut! Da droben auf dem Berge liegt Dein Geld."

Kurt riß die Augen auf. Er begriff die Rede nicht.

„Warst Du schon oben auf dem Berge?"

„Nein!"

„Da droben", fuhr fast weich der Alte fort, „da droben ist's gar wunderbar schön; viel schöner als da unten im Tale, wo die Menschen beisammen wohnen und einander das Leben hart machen. Dort ist's so stille, daß Du meinst, Du hörtest, wie die Wolken an den Felsen dahinstreichen, und wie unser Herrgott, wenn er von oben herab sich seine Welt anschaut, durch den Wald geht, der vor ihm gar ehrfürchtig die Zweige senkt."

Kurt horchte freudig auf.

„Ja, mein Junge, dort ist eine andere Welt. Und dort blühen darum auch andere Blumen als herunten im Tale. Gibt nichts Schöneres, als das Edelweiß mit seinem weißen wollenen Lodenröcklein und mit seinem gelben Augensternen, mit dem es wie träumend zum Himmel aufschaut."

„Hast recht, Flori, gerade so ist's, wie Du sagst", erwiderte Kurt halblaut.

„Ich mag's nicht haben", fuhr der Alte lebhafter fort, „wenn das Stadtvolk zu uns in die Berge hereinkommt und reißt rechts und links alle Blumen ab, die es erreichen kann, um sie dann nach einer Stunde wegzuwerfen. Das ist Roheit! Aber wenn der Arme hinaufsteigt in die stille Einsamkeit der Berge, dann läßt sich das Edelweiß gerne von ihm abbrechen und zu Tal tragen, damit es, ehe es oben nutzlos verwelkt, ihm ein paar Kreuzer zu einem Stück Brot verdient. Kurt, das sage ich Dir, wir sind geschiedene Leute, wenn Du das Edelweiß mit der Wurzel nimmst; brocke, was Du magst und findest, aber schone die Wurzel. Du schonst damit Gottes Blume, die dem Himmel am nächsten blüht und die Deiner Armut helfen soll. Es gibt Menschen genug, welche Dir die sternigen Blumen gerne abkaufen und gut bezahlen und, was die Hauptsache ist, Du verkrümmst mir nicht am Leibe und verkümmerst nicht an der Seele, wie bei dem erbärmlichen Steinklopfen. Fremde sind genug hier und gute Herzen haben sie auch alle, daß sie Dir die Blümlein mit gutem Silber zahlen. Kurt, schlag' ein, morgen in aller Herrgottsfrühe gehen wir miteinander aufs Sonnwendjoch — — da kannst Du Dir einen schwachen Begriff vom Paradiese machen, das der Pfarrer so oft auf der Kanzel vorbringt und das doch nicht ganz verloren ist! Also! —?"

„Ja, Flori! Da hast Du meine Hand!" antwortete, wehmütig lächelnd, der Bauernbube. „Meine Arbeit macht mich nicht reich, wohl aber kann mich die Freiheit auf den Bergen und die Barmherzigkeit der Blumen glücklich machen!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ausklang

Skizze von Hedwig Stephan

„Wie heißt Ihr neuer Baurat? Clemens Brück? Na, das ist mir ja kein Fremder — mit dem war ich da unten im „schwarzen Revier" fünf Jahre lang zusammen! Ja, über seine Eigenschaften als Vorgesetzter steht mir leider kein Urteil zu — persönlich war er mir gerade nicht sympathisch wegen seiner ständigen Liebesaffären. Fabelhaft schöner Mensch übrigens — sämtliche Frauen waren in ihn verknallt, in den „b'rückenden Clemens", wie man ihn nannte — passen Sie auf, das wird hier genau so —".

Josepha hatte mit wildklopfendem Herzen zugehört. Und als sie sich jetzt hastig umwandte und in einem der großen Pfeilerspiegel ihre Gestalt sah, zuckte sie zusammen. Nein, diese acht Jahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, während er natürlich derselbe geblieben sein würde — der Sieger in tausend Schlachten. — Wie maßlos mußte es diesen verwöhnten Mann gereizt haben, daß sie ihn kühl ablehnend von sich fernhielt — gerade sie, die er zu erobern sich vorgenommen hatte! Denn damals war sie noch begehrenswert, trotzdem ihre Blüte vergangen war, wenn zärtliche Verehrung sie in einen rosigen Schleier hüllte, wenn sie alle Künste anwandte, die ihr Toilettentisch bergab. Aber wie lange noch? Und als welkende Frau an der Seite eines Mannes in der Fülle seiner Kraft — ein zitterndes Grauen hatte sie erfaßt bei dieser Vorstellung. Und Clemens Brück hätte skrupellos ihr Herz zertreten und darüber hinweg sich leuchtenderen Sternen zugewandt. — Sie schlug seine Werbung aus und war geflohen — weit weg — hatte sich hier ein neues Leben aufgebaut — hatte versucht, zu vergessen, wenigstens zu überwinden. —

Und nun — nun führte der Zufall sie doch wieder zusammen — die Wunden rissen wieder auf und würden viel bitterer schmerzen als vorher. Denn sie meinte schon seinen Blick zu fühlen, der gleichgültig, mitleidig über sie hinwegstrich — über ihre unfrischen Züge und die scharfen Fältchen um Mund und Augen — er wußte genau, der gewiegte Frauenkenner, wie es ihre Eitelkeit bis ins Tiefste verletzen würde, wenn er der jungen Schönheit um sie her huldigte und sie als „ältere Dame" behandelte. —

Und treffen würde sie ihn bestimmt — ihre Kreise berührten sich eben zwangsläufig dort wie hier — nur jetzt noch nicht, heute noch nicht — erst nach Haus, um in Ruhe und Stille sich wiederzufinden. —

Als sie auf den Wandelgang hinaustrat und an der Tür zum „intimen Tanzsaal" vorüberkam, versperrte eine kleine Gruppe ihr den Weg. Es war gewiß, das war ja Clemens Brück — und neben ihm ein entzückendes Ge-

Glück und Leid

Was ist das Glück?
Ein Sonnenblick!
Der uns die Herzen weitet
Und Seligkeit bereitet.

Was ist das Leid?
Ein Trauerkleid!
Das unsre Herzen tragen,
Wenn sie dem Glück entsagen.

Ana. Dold.